

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.
Dinstag, den 18. März 1823.

33

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österr. Reichs Postämter) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die l. k. Postämter um 33 fl. halbi. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Historiker.

Erzählung von Friedrich Gleich.

(Fortsetzung.)

7.

Schon war der Winter mit seinem stürmischen Gefolge, den weißen Flocken und dem rauhen Nord in die Thäler eingezogen, deren einsame Schluchten nun nicht mehr durch das muntere Geläut der Heerden belebt wurden, und noch immer hatte der Geschichtschreiber keine Nachrichten von seinem jungen Freunde erhalten, der ihm noch überdem versprochen hatte, von Mailand und Pavia, von Monza und Mantua aus, als wohin dermalen der Weg des einstigen Reisegefährten ging, einige merkwürdige Urkunden (versteht sich in Copie) zu schicken, nach denen der Historiker Behufs seiner merkwürdigen Abhandlung schon lange geseufzt hatte, und sein Mißvergnügen über dieses nicht Vorhalten war um so größer, da das Einrücken eines andern Gastes in seinem alten Schlosse ihn gänzlich aus seiner gewohnten Lebensordnung herauszudrängen drohte. Der neue Ankömmling auf Geisfurth war aber niemand anders, als der Schwestersohn des seligen Kammerers Benjamin Wurzelstock, Joseph Eisenhorn genannt, ein rüstiger, munterer, aber auch etwas roher junger Mann, der in Diensten eines kleinen deutschen Fürsten den Fahnen des Mars zugeschworen hatte, und nun den ihm vergönnten Urlaub benutzte, um seine wohlwollende Base Lene und deren Bruder, den Winter über mit seiner Gegenwart zu besücken.

So wohlwollend im Grunde seines Herzens Peter Slundz aber auch gegen alle Menschen war, und folglich auch gegen den Neffen seiner Schwester, der einst, wie er oft äußert hatte, sein Erbe werden sollte, so war ihm doch stets des lärmenden Kriegers Ankunft nicht sonderlich erfreulich, zumal, da dieser in seinem Gefolge als treuen Begleiter gewöhnlich einen Jagdhund mitbrachte, dessen Ausspürtalent der Historiker bereits einige Mal mit großem

Leidwesen kennen gelernt hatte. Waldmann — so hieß der Bierbein nämlich — schien es sich, so oft er nach Schloß Geisfurth kam, und das war schon einige Mal geschehen, zum angelegentlichsten Geschäfte zu machen, alle Winkel des alten Nestes zu durchspähen, alles zu beschnopern und gelegentlich, was ihm in den Wurf kam, zu zerkauen, vermuthlich um die Langeweile sich zu verkürzen, die er dann und wann, wenn ihn sein Herr eben nicht auf die Fährte des Wildes leitete, oder Dame Lene mit den Abfällen der Tafel erquickte, an einem Orte empfinden mochte, wo außer ihm seines Gleichen nimmer geduldet ward. Auf solche Art hatte Waldmann schon bey früheren Anwesenheiten mehr als ein köstliches Pergament, welches der alte Herr mit vieler Mühe und vielem Gelde von nah und fernher gleich einem Hamster in seine Höhle eingetragen hatte, wo es in chaotischer Unordnung sich dann auf oder unter den Tischen herumtrieb, zum Theil oder ganz verdorben, und es darf einen daher nicht wundern, daß der sonst gastfreye Peter Slundz einen Besuch nicht vorzüglich gern sah, der seiner Ruhe wie seinem historischen Apparate gleich große Gefahr drohte. Denn hinsichtlich der Ersteren, so war sie durch des jungen Militärs Ankunft nicht weniger gefährdet, wie das Daseyn seiner alten Pergamente und Lederbände durch Waldmanns Anwesenheit.

Joseph Eisensporn war ein so wackerer Kriegermann, als nur je einer unter den ruhmwürdigen und alten Fahnen des heiligen römisch-deutschen Reiches focht, aber wenig cultivirt und eingeweiht in die Sitten der guten Gesellschaft, und aufgewachsen hinter den Mauern der Caserne — denn in früher Jugend schon ward er dem Stande gewidmet, welchen er jetzt bekleidete — hatte er viel von der nicht immer anmuthigen Derbheit weggekriegt, welche gleich dem Roste nur zu oft den Glanz eines Standes — namentlich in Friedenszeiten — in den Augen derer verdunkelt, die denn doch auch, bey aller Hochachtung für das Geschäft der Waffen, nicht ohne Recht meinen, nicht bloß darum da zu seyn, um jugendlich kriegerischen Übermuth stets mit resignirender Geduld zu ertragen.

Wer nicht die Waffen trug, war in unseres Lieutenants Augen, mochten auch alle Vorzüge der Welt ihn sonst schmücken, doch nur ein Wesen geringerer Ordnung, auf welches der Sohn des Mars, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben, nur von oben nach unten zu blicken habe, und gewohnt, keinen Widerspruch zu wagen, wenn einer seiner Obern sprach, glaubte er von andern, die kein Porte d'Espée an der Seite trugen, dasselbe fordern zu können.

Dies war aber keineswegs die Meinung weder von Peter Slundz zu Geisfurth, noch vom alten Herrn von Fliederbusch zu Bärstein, die übrigens Beyde den wackeren Jungen, wie sie den rüstigen Joseph nun nannten, herzlich liebten, und sich schon manchen langen Winterabend am Camin von ihm mit Erzählung seiner bereits erlebten Kriegs- und Jagdabenteuer hatten vertreiben lassen.

Aber auch Therese hörte zuweilen dem Lieutenant gern zu, obgleich sein mitunter zu schroff hervorspringendes anmaßendes Wesen ihr nicht gefiel, und weil denn in der Regel selten ein hübsches Mädchen vertraulich und theilnehmend sich gegen einen jungen Mann zeigen darf, ohne daß von eigener Eitelkeit genährte Hoffnungen in ihm aufwachen, so war es geschehen, daß Jo-

seph
Gefi
mal
ihn
benb
seyn
so m
so re
senen
offen
sich
gestel
mind
mehr
ren,
Bapt
Krieg

Fami
der h
Wind
und e
wohit
„Sch
der ei
Berge

ein F
zuspri
geschie

meine
habe,
der al
dies
dazu
scheid
wand

lich v
zumal
auch
sieht,

Joseph Eisensporn schon seit länger als Jahr und Tag sich einbildete, süßere Gefühle bewegten hinsichtlich seiner Theresens schöne Brust, die, wenn er einmal so weit seyn würde, eine Frau standesgemäß zu ernähren, d. h. wenn ihm der Himmel erst würde eine Compagnie verliehen haben, wozu er, nebenbey bemerkt, glaubte binnen den nächsten zwanzig Jahren berechtigt zu seyn — denn auch sein aufrichtiger Wille war gelegentlich zu belohnen, um so mehr, da er hoffte bis dahin auch gehörige Zeit und Muße zu finden, sich so recht ernstlich zu verlieben, wie er dieß mitunter in einigen zufällig gelese- senen Romanen geschildert gefunden hatte. Denn bis jezt hatte ihm dieß offen gestanden, noch nicht so recht glücken wollen, eine Sache, worüber er sich manchmal selbst in der Stille wunderte — und er war gern bereit zu gestehen, daß Waldmann, sein trefflicher Jagdgefährte, und Lisel, sein nicht minder braves Ross, immer und immer in seinen einsamen Stunden ihn mehr beschäftigten, als alle Gvastöchter, die je seinen Blicken begegnet waren, von der schönen und holden Tochter des alten Freyherrn Nepomuck Baptista an, bis zur sonnenverbrannten Marketenderinn, die ihm im letzten Kriegszuge so oft ein willkommenes Frühstück gereicht hatte.

8.

„Schade ist's doch,“ meinte Herr Peter Slundz eines Abends, da die Familie des Freyherrn auf Geißfurth zum Besuch war, und der kleine Kreis der harmlosen Menschen um das wärmende Feuer saß, während draußen der Wind mit ungewöhnlicher Rauigkeit die Schneeflocken durch einander warf, und einmal über's andere klirrend an die Fenster flog, gleich als zürne er der wohlthätigen Atmosphäre, die den Historiker und seine Gesellschaft umgab: „Schade ist's doch, Joseph, daß du Herrn Müller nicht hast kennen lernen, der ein so braver junger Mann ist, wie nur je einer zwischen diesen alten Bergen wandelte. Weiß Gott, du hättest manches von ihm profitiren können.“

„Hm,“ erwiderte der Krieger, „wie ich mir habe sagen lassen, war er ein Federheld, der verimuthlich mit Degen und Gewehr eben so geschickt umzuspringen weiß wie Max, Ihr alter Bedienter, an dessen merkwürdige Jagdgeschicklichkeit ich Zeit meines Lebens denken werde.“

„Max,“ entgegnete der Historiker, „ist ein alter treuer Diener, den ich meinetwegen, und nicht um der wilden Bestien im Walde willen, bey mir habe, und was unsern Freund Müller betrifft, so war er nicht allein ein in der alten und neuen Geschichte trefflich bewandter Kopf, sondern auch — dieß wird dir der Freyherr und seine Tochter bezeugen, und deine Tante dazu, die sonst nicht gern jemand lobt — in allen übrigen Dingen ein so gescheider Mensch, daß man sich wohl gratuliren kann, wenn man einen Verwandten hat, der ihm nur entfernt gleicht.“

Dieser spitzige Ausfall des Oheims — wie der Geschichtsforscher gewöhnlich von dem jungen Krieger genannt wurde — verdroß letzteren nicht wenig, zumal da er die Ursache desselben alsbald errathen hätte, wäre der alte Herr auch nicht sogleich fortgefahren:

„Und obschon auch er, wie es einem jungen Manne gar nicht übel anseht, und wie der Gesundheit recht dienlich seyn mag, es nicht verschmähte,

zuweilen in müßigen Stunden ein bißchen hinter den Hasen und Hirschen herzu-
zulaufen, so zog er sich doch nicht den ganzen Tag mit verwünschten Bestien
umher, die nur auf der Welt zu seyn scheinen, um friedliche Menschen zu
stören, wenn sie eben in den wichtigsten Geschäften sich vertiefen."

"Ich weiß," antwortete hierauf der Kriegsmann, „worauf Sie zielen.
Waldmann hatte heute unten am Thurme, gerade unterhalb Ihrer Fenster,
ein Irtisloch aufgespürt, und ich sollte denken, das gute Thier, welches durch
sein Bellen und Heulen mich aufmerksam machte, so daß ich den Feind Ihres
Hühnerhofes vertilgen konnte, hätte eher Dank dafür verdient als die Ver-
wünschung, welche Sie über ihn aussprachen."

Mit diesen Worten rief der Jagdfreund seinen Liebling herbey, der ein-
weilen in einer Ecke des Zimmers geschnarcht hatte, und der nun, für die
ihm zu Theil werdenden Liebkosungen seines Herrn sich dankbar bezeigen
wollte, und deswegen einige Freude säße machte, die aber, sonder Zweifel
durch Schicksalsgewalt, so unglücklich ausfielen, daß das auf einem kleinen
Tischchen am Feuer stehende Theezeug klirrend zu Boden rasselte, und der
an einem Bein verbrühte Freyherr mit lautem Schrey in die Höhe sprang.

Zum Glück ließ sich in diesem Augenblick der Verwirrung, dem gewiß
eine gewaltige Philippika von Seiten des Historikers gegen alle Hunde der
Welt gefolgt seyn würde, ein starkes und lautes Pochen am Hofthore ver-
nehmen, welches die Ankunft eines Fremden zu verkünden schien, den Ge-
schäfte oder die Unbill der Witterung zu so ungewöhnlicher Stunde noch nach
Schloß Geisfurth brachten.

Es dauerte auch nicht lange, so trat Max, der nach des Lieutenants Er-
klärung so ungemein schlecht mit den Nordwaffen der Jagd umzugehen wußte,
gefolgt von einem fremden Mann in's Zimmer, welcher einen Brief an Herrn
Peter Stundz übergab und dabey, sein wohlverdientes Botenlohn möglichst
zu vergrößern, von der Rauigkeit und den Gefahren des Weges zu erzählen
began, den er zurückzulegen genöthigt gewesen, eh' es ihm gelungen, Schloß
Geisfurth zu erreichen.

„Glaub's, glaub's," meinte der Freyherr, „'s ist ein Wetter draußen,
als wolle Hackelberg die alten Firner in's Thal stürzen. Gerade aus Nord-
Ost bläst's her; welchen Weg kommt ihr, Landsmann?"

„Von Ardeß herab, Sturm und Wetter grad entgegen, edler Herr. An
der Stieg von Schlin liegt's Wandhoch hingeweht. 's mag sich in Acht neh-
men wer des Weges zieht, daß nicht der Schnee sein Grab werde."

Mit immer ernster werdender Miene hatte indeß der Historiker den em-
pfangenen Brief gelesen, und ihn nun zusammenbrechend winkte er dem Bo-
ten, sich zu entfernen, zugleich der Schwester Auftrag gebend, ihn durch ein
Mahl zu erquicken.

Während nun Dame Lene sich fortshob das Amt der Schlüssel zu ver-
walten, und Therese, die gern der alten Frau beystand, ihr folgte, der Lieu-
tenant aber mit seinem Waldmann gleichfalls hinabstieg, um nachzusehen,
ob Lisel auch gehörig bedient worden sey, näherte sich Stundz dem Freyherrn
wieder und begann:

„Da schreibt mir der Vogt von Davos, daß Timotheus Schwalben-
schwanz" — —

„Timotheus!“ rief Fliederbusch, „der treffliche Gesell, ist er in Davos? das freut mich.“

„Mich auch,“ entgegnete der Historiker, „um so mehr, da ich hoffe, sie werden den Schurken so bald nicht wieder fort lassen.“

„Ich weiß,“ sprach der Freyherr mit stolzer Ruhe, „welches Vorurtheil Euch in Betreff meines Freundes belebt. Timotheus Schwalbenschwanz ist ein gescheider Mann und ein wackerer Mann, und ich werde die Zeit noch erleben, wo der Glanz seiner Thaten alle seine Feinde und Neider zu Boden schlagen wird.“

Die Anspielung, welche hier offenbar auf Peter Slundz gemacht war, der von je her gegen den Genannten einen ungemeinen Widerwillen bezeugt hatte, welchen der Freyherr auf Rechnung des Neides schrieb, indem Schwalbenschwanz immer gern seine Kenntnisse auspackte und wirklich einige Male den Historiker damit in die Enge getrieben hatte — erbitterte den leicht aufzuregenden Geschichtsforscher noch mehr, und den Brief, den er so eben empfangen, auf den Tisch werfend, rief er aus:

„Nun alter Herr, da lest selbst, ich habe gewarnt genug, jetzt wasch' ich meine Hände in Unschuld.“

Damit schritt er hastig im Zimmer auf und ab, der Freyherr aber trat zum Lichte und las:

„ — — endlich ist es mir gelungen, die vollständigsten Beweise gegen den abgefäulsten Schurken zu erhalten. Eine neue Betriegerrey, die er in hiesiger Gegend in gewohnter Manier einzuleiten suchte, verschaffte mir die Mittel, ihm auf rechtllichem Wege beykommen zu können. Er sitzt, und ich beeile mich, Ihnen dieß Ereigniß anzuzeigen, da ich leider Grund habe, aus den bereits zum Theil durchsehenen Papieren des Arrestanten zu vermuthen, daß Ihr würdiger Freund der Freyherr Nepomuck Baptista“ — —

Weiter vermochte der alte Mann nicht zu lesen. Das Papier entsank seiner zitternden Hand, er selbst sank mit dem Ausrufe: „Ich bin verloren!“ in den Stuhl zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

U n d i e K ü s s e .

Küsse! Himmelswürze des Erdenlebens,
Ihr erhebt zum Gotte den Menschen, öffnet
Ihm den Born der Seligkeit an des Liebchens
Purpurnem Munde.

Seine Welt umspannt er mit beyden Armen,
Fühlt des Liebchens Herz an dem seinen pochen,
Sieht in ihres Augenpaars reinem Äther
Himmel sich öffnen.

Sie zu küssen, die man mit Inbrunst liebet,
Die uns mehr, als Ältern und Freund und Ich ist;
Sie, die heißersehnte Geliebte, — dieß ist
Selige Betäubung!

E. v. Neuberg.

Musikalisches und theatralisches Merley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Das bisher Gesagte führt mich von selbst auf den Text der Oper. Der Verfasser desselben ist Herr Koffi, ein Veroneser von Geburt, dem die italiänische Bühne schon mehr denn sechzig bis siebenzig musikalische Poesien zu verdanken hat. Ist Herr Koffi auch nicht der verdienstvollste Operndichter, so dürfte er doch der glücklichste seyn, denn von ihm rühren die Texte zu den gelungensten Werken her, welche Simon Mayr, und in der letzten Zeit Herr Kossini, auf die italiänische Bühne gebracht haben. Daß die Semiramis keinen eigentlichen dramatischen Werth hat, muß dem Dichter verziehen werden, schrieb er doch für ein italiänisches Publicum, dem es eine neue und fast widerwärtige Anstrengung scheinen würde, wenn es außer der Musik (das heißt, außer einigen Lieblingsstücken) auch noch den Text beachten sollte. Auf diesen macht niemand einen andern Anspruch, als den, daß der Dichter dem Tonsetzer Gelegenheit zu einigen musikalischen Situationen gebe. Wollte es sich lechterer einfallen lassen, außerdem auch noch den dramatischen Effect zu bezwecken, so würde diese fremdartige Vermischung dem Componisten eine Übervorthellung scheinen und von ihm mit Abscheu zurückgewiesen werden. Daher die absolute Nichtigkeit der italiänischen Operntexte, vorzüglich der neuern Zeit, wo man mehr als je den dramatischen Theil, der sich hin und wieder in den älteren, besonders komischen Texten zu zeigen pflegte, dem musikalischen aufgeopfert hat. Dramatischen Werth hat daher der Text der Semiramis nicht, denn die Handlung ist null und die Personen ebenfalls, besonders der indische König Idreno (Herr Sinclair) und die Prinzessin von Babylonien (oder la Principessa del sangue di Belo, wie es Herr Koffi nennt) (Sgra. Spagna), welche beyde Personagen die erbärmlichsten Fickrollen, die ärgsten Nothnägel sind, welche in irgend einem italiänischen Operntexte zu finden seyn dürften. Auf die drey Scenen, deren gänzliche Verfehltheit bereits oben angeführt worden ist, brauche ich hier nicht zurückzukommen. Aber musikalisch ist der Text in so fern, als er dem Componisten häufig Gelegenheit zu einem Kunstaufwande gibt, von welchem Herr Kossini, wie gewöhnlich, einen sattsamen Gebrauch gemacht hat.

Über die Darstellung im Allgemeinen habe ich schon oben gesprochen: sie ist nicht nach dem Geschmacke des großen Publicums ausgefallen, obgleich die Drehhundert, besonders bey der dritten Vorstellung, auf Leben und Tod gekämpft haben. Galli und die Mariani hat man allerdings ausgezeichnet, aber letztere bey weitem nicht so sehr, als man geglaubt hatte. Galli und der Tenorist Sinclair sind ihr Engagement dem Herrn Kossini schuldig: das Interesse, welches dieser an ihnen nimmt, hat beyden, dem ersten nicht ganz verdient, in den Augen des Publicums geschadet. Sinclair, ein Engländer, der nicht einmal die italiänische Sprache inne hat, würde vielleicht in einer komischen Oper und auf einem kleinen Theater nicht mißfallen, denn er besitzt Gestalt und Stimme. Da aber alles Übrige von der rohesten Unerfahrenheit zeigt; so ist er die hête d'aversion des Publicums geworden, dessen Engagement, besonders unter den obwaltenden Umständen, niemand dem Herrn Kossini verzeihen kann.

Der Erfolg, welchen die Semiramide in der Gestalt, wie sie jetzt ist, auf den übrigen Bühnen Italiens und des Auslandes erhalten dürfte, möchte kein Europäischer seyn, wie ihn wohl andere Werke Kossini's erhalten haben, ob ich gleich nicht läugnen will, daß, wenn das Verfehlte, Unzweckmäßige und in der Länge und Breite überbotene ausgemerzt, und die Stelle desselben wahrhaft dramatisch ausgefüllt würde, allerdings ein ouvrage aimable (wie es die Franzosen nennen) daraus hervorgehen könnte. Aber dazu dürfte durchaus erforderlich seyn, daß sämtliche Rollen nicht allein gut gesungen, sondern auch gut gespielt würden. Mittelmäßig ausgeführt, kann und wird sich die Oper weder auf einer italiänischen noch auf einer deutschen Bühne halten.

Eine Sonderbarkeit, welche die Symphonie darbietet, deren Erwähnung ich anfangs

bis auf einen zweyten Artikel zu verschieben gesonnen war, scheint mir jedoch merkwürdig genug, um ihrer gleich auf der Stelle zu gedenken: das Thema des Andante, welches Anfangs von den Geigen vorgetragen, hernach aber von den Blasinstrumenten gegeben und von den Bogeninstrumenten pizzicato begleitet wird, ist fast Note für Note das vor dreßsig und mehreren Jahren, ich möchte sagen, weltkundige Volkslied „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht.“ Hat ein Zufall Herrn Rossini dieses Thema selbst schaffen lassen, oder ist es von ihm, dem die deutsche Musik recht wohl bekannt seyn soll, wissentlich gewählt worden? das vermag ich nicht zu entscheiden, wünschte aber, es möchte letzteres der Fall seyn, um Herrn Rossini außer dem Verdienste, aus diesem Thema ein vortreffliches Andante geschaffen und besonders instrumentirt zu haben, auch noch das der feinsten und zugleich heissensten Ironie zugestehen zu können. Schade, daß dem folgenden Allegro, dem man es von der ersten bis zur letzten Note anhört, von welchem Componisten es ist, nicht gleichfalls ein so glückliches Thema zu Grunde liegt!

Die *Semirami*s wird übrigens die letzte Oper seyn, welches Herr Rossini vielleicht auf immer für Italien setzt. Denn er tritt (so behaupten wenigstens seine nächsten und besten Freunde, und so behauptet das ganze Publicum) mit dem kommenden Frühlinge seine Reise nach Paris und London an. Wer Paris kennt, wem der Reichthum der physischen und moralischen Quellen bekannt ist, aus welchen daselbst ein lebensfroher, genialer Sinn alle seine geistigen und körperlichen Bedürfnisse schöpfen kann, der wird in voraus überzeugt seyn, daß Herr Rossini, dem Beispiele mehrerer großen Meister seines Vaterlandes (ich hätte fast gesagt, seiner großen Lehrer, aber das sind sie nicht, da Herr Rossini seinen eignen Gang geht), von denen drey der vorzüglichsten eine längere oder kürzere Zeit jene Stadt bewohnt und sie nur nothgedrungen verlassen haben, folgen und sich daselbst gleichfalls eine Weile aufhalten, ja vielleicht für immer festsetzen dürfte. Zu letztem Entschlusse möchte ihn nicht allein die schmeichelhafte Aufnahme, welche ihm daselbst zu Theil werden, sondern auch der Beyfall, den er auf der großen Oper erhalten, besonders aber der überwiegende Vortheil, welchen er von seinen Werken ziehen wird, bestimmen. Daß die Opern, welche er für die Pariserbühne schreiben wird, gefallen müssen, ist keinem Zweifel unterworfen: die Hauptsache (sein Genie, oder wie man es sonst nennen will) bringt er mit hin, in den Nebensachen aber (als da sind, die zwecklose Überbietung aller materiellen Mittel, die undramatischen Wiederholungen eines und eben desselben Sahes, besonders aber die Kunst, sich selbst zu wiederholen, ohne, daß es das Publicum (das große nämlich) gewahr werde) wird ihm die dortige Kritik, welche das durch Öffentlichkeit ersehen kann, was ihr an Gründlichkeit abgeht, an die Hand gehen. Somit ist die Reise des Herrn Rossini nach Paris ein profit tout clair für ihn selbst und für die Kunst. Wünschen wir ihm daher glückliche Reise!

Möchte die Gesundheit des Componisten, für welche seine Freunde seit einigen Monaten zu fürchten beginnen, bald und vollkommen wieder hergestellt werden! Wahrscheinlich sind die anhaltende Anstrengung, welcher er sich seit fünf bis sechs Wochen hat hingeben müssen, und die störende Einwirkung geistiger Beängstigungen Schuld an dem Krankheitszustande, an welchem er leidet. Dieser gibt sich durch eine große Schlassucht (Herr Rossini soll, wie man versichert, täglich achtzehn und mehrere Stunden schlafen) durch noch größeren Appetit und durch den Verlust aller seiner Haupthaare zu erkennen. Überdem leidet er so sehr an zunehmender Corpulenz, daß es ihm nicht mehr möglich ist, im Sitzen zu componiren. Das Stehen verursacht ihm aber ein fast augenblickliches Anschwellen der Beine. Es ist zu wünschen, daß ihm die Reise, die veränderte Luft, die Bewegung, besonders aber eine gänzliche Enthaltung von aller Arbeit während einiger Zeit bald wieder zu einem dauerhaften Wohlsenn verhelfen mögen.

Zu den größten Langweiligkeiten des menschlichen Lebens gehört in Venedig eine sogenannte ernste Oper, welche in ihrer eignen Endlosigkeit und in Vereinigung mit ihrem endlosen, fünfactigen Ballette, von des Abends um acht Uhr bis des Morgens um zwey dauert, und welche man zwanzig und mehrere Male anhören muß, will man

sonst nicht eines gewissen musikalischen Hungers sterben. Es möchte Deutsche geben, welche von manchen Opern Mozart's tausend Vorstellungen begewohnt haben, weil es ihr freyer Wille gewesen; aber auch den innigsten Verehrer dieses großen Componisten würde zum Beispiele der Don Juan widerstehen, wenn er, ohne daß ihm eine andere Wahl bliebe, diesen zwanzig Mal zu hören gezwungen wäre. Wenn das aber am grünen Holze geschieht, was wird mit dem Dürren werden? Einem Werke, in welchem man, wenn einem der Himmel etwas ästhetischen Sinn und kritisches Gewissen gegeben hat, keine einzige classische Tendenz erkennen, also auch nicht achten kann, eine solche gezwungene Aufmerksamkeit zu schenken, ist wahrhaft eine Pein des Tantalus, von welcher ich wenigstens nicht weiß, womit ich sie verdient habe, es sey denn damit, daß ich manchmal, aus welchen Gründen es immer geschehen seyn möge, in Hinsicht dieser oder jener Schächeren, wenn auch nicht eine Lüge gesagt, doch die Wahrheit (das heißt, die offene) verschleiert habe. Nun gar das fünfactae Ballet! Mir wohnt, wie ich schon oft zu erkennen gegeben habe, eine tiefe Verehrung vor jeder Rationalität inne, weil sich eine solche jedes Mal auf einen unumsstößlichen Grundsatz zu stützen pflegt. Aber, daß die Menschen in einem italienischen Ballet nach Noten gehen und stehen, sich schlagen und lieblosen, sich raufen und küssen, sich hassen und lieben, daß sie kein Auge, keine Miene, weder Hand noch Fuß rühren dürfen, ohne daß es nach dem Fiedeldum des Orchesters geschehe, das ist eine so sinnlose, vernünftige Menschen so unvernünftig zu todten Marionetten herabwürdigende Gewohnheit, daß sie unnatürlich seyn würde, und hätten die Italiäner statt einer Natur deren zehn bekommen! Wenn man sich so dreier oder vierhundert Arme und Beine (denn sämtliche Figuranten müssen an der Handlung Theil nehmen) im Tacte auf dem Theater herumtreiben, und bald nach rechts und bald nach links überspringen sieht, man sollte sagen, ein paar hundert Automate wären nicht klug geworden. Wie weit man in der plastischen Übereinstimmung gehen könne, ohne vor lauter Regelmäßigkeit zur Lebloßigkeit zu erstarren, haben die Franzosen in ihren choreographischen Pantomimen bis auf's Haar gezeigt. Der Punct, wo sie stehn geblieben sind, ist sicher die äußerste Grenze, den irgend die Plastik dem Leben gesteckt hat: denn kein neueres Volk besitzt, so viel formelle, ich möchte sagen, Lapidarbildung, als eben die Franzosen, wohn in dem Gebiete der mechanischen Regelmäßigkeit dieses Volk nicht zu gehen waagt, das wird und muß für die übrigen Nationen Europa's eine ewige terra incognita bleiben.

(Der Schluß folgt.)

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Albica major. Große Stifftblume. Vom Cap.
- Correa alba. Weiße Correa. Aus Neuholland.
- Camellia japonica, floribus rubris plenis. Japanische Camellie mit rothgefüllten Blüten. Aus Japan.
- Doronicum caucasicum. Caucasische Gemswurz. Vom Caucasus.
- Justicia nasuta. Schnabelförmige Justice. Aus Ostindien.
- Mespilus japonica. Japanische Mispel. Aus Japan.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.